



Der Wald

Sinnstifter

Rohstoffquelle

Klimaschützer



DEUTSCHLAND
Welche
Zukunft
hat der
Wald?



SÜDAMERIKA
Die
Geschäfte
der
Holzmafia



MÜNCHEN
Der
Kindergarten
ist
draußen

Münchens Wälder GRÜNE OASEN

Wer heute vom Münchner Fernsehturm auf die Stadt blickt, kann sich vermutlich nicht vorstellen, dass die Flächen ihm zu Füßen einst von einem dichten Waldgebiet bedeckt waren. Heute sind nur noch fünf Prozent des Stadtgebiets Wald. Der Rest wurde über die Jahrhunderte hinweg gerodet, um Acker- und Siedlungsland zu gewinnen, und zum Teil sogar für die Bau- und Brennholznutzung geopfert.

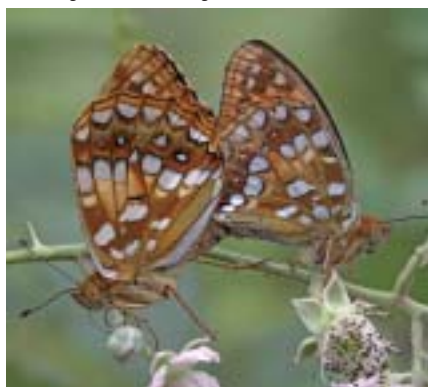
Die wenigen im Stadtgebiet verbliebenen Wälder sind weitgehend gesichert. So sind etwa Angerlohe und Allacher Lohe als europäisches Schutzgebiet ausgewiesen, letztere ist zudem Naturschutzgebiet. Europäisch und national geschützt sind auch Hartlholz, Korbinianiwald und das Schwarzhölzl. Kapuzinerhölzl und Hartmannshofer Wald sowie die waldähnlichen Bestände im Nymphenburger Park sind ebenfalls Teil eines europäischen Schutzgebietes.

Nachhaltige Nutzung

Die Betreuung des städtischen Waldbesitzes, zu dem im Stadtgebiet vor allem Flächen in der Angerlohe und Lochholz gehören, erfolgt auf ökologisch ausgerichtete Art und Weise. Der Stadtwald ist seit 2001 nach Naturland-Richtlinien mit dem FSC-Zertifikat zur Sicherung der nachhaltigen Waldnutzung ausgezeichnet. Auch im Staatswald, der im Stadtgebiet den größten Flächenanteil ausmacht, hat mittlerweile eine Kehrtwende weg von den Fichtenholz-Plantagen eingesetzt.

Die Wälder haben für den Arten-, Klima- und Bodenschutz sowie für die Erholung

Der Feurige Perlmutterfalter, eine in München selten gewordene Tagfalterart



der Menschen einen unschätzbaren Wert. Wald ist nicht gleich Wald. Neben den Eichen-Hainbuchenwäldern und den Eichen-Kiefernwäldern auf den Schotterterrassen finden sich auf grundwassernäheren Standorten Lohwälder sowie Wälder im Bereich der ehemaligen Niedermoores, wie etwa das Schwarzhölzl, heute ein Kiefernwald. Diese Vielfalt ist wiederum Voraussetzung für eine artenreiche Fauna und Flora. So sind Wälder beispielsweise Lebensraum für die sehr artenreiche Gruppe der Käfer. Von den rund 5500 in Bayern einheimischen Arten gelten ungefähr ein Viertel als Holzbewohner.

Die Seele baumeln lassen

Wälder gehören zu den beliebtesten Erholungsgebieten der Stadtbevölkerung. Befragungen von Waldbesucherinnen und -besuchern haben ergeben, dass sie die frische saubere Luft und besonders die Stille schätzen, die gerade für Stadtbewohnerinnen und -bewohner heute Seltenheitswert besitzt. Damit eine ausreichende Abschirmung von Lärmquellen aus dem Umfeld gegeben ist, ist eine Mindestgröße erforderlich. Ein 100 m tiefer Wald kann Lärm um 10-15 Dezibel herabsetzen, ein 300 m tiefer Wald vermag Lärm von rund 80 Dezibel auf erträgliche 40 zu dämpfen. Oft als besonders unangenehm empfundene hohe Töne werden besonders gut absorbiert.

Nicht nur für den Biodiversitätsschutz und die Erholung brauchen wir ihn: Der Wald erfüllt wesentliche Klimafunktionen, sowohl im Hinblick auf Schadstofffilterung und -abbau, als auch durch die geringere Erwärmung gegenüber Stadtbereichen mit hoher Versiegelung. Im Wald kann die Luft zirkulieren und Sauerstoff produziert werden. Insbesondere für Ballungsräume sind Waldgebiete deshalb unersetzlich. Laubwald kann dabei doppelt soviel Staub binden wie Nadelwald. Der Staubgehalt kann



Das Lochholz, ein typischer Münchner Lohwald

im Wald bis zu 90 Prozent geringer sein als im Siedlungsbereich. Und durch den lang anhaltenden Verbleib des Kohlenstoffes im Holz fungieren die Wälder als CO₂-Senke.

Modellprojekte

Mit dem Riemer Wald wurde auf einem ehemaligen Acker ein neues Waldgebiet begründet, das mittlerweile beginnt zu einem „richtigen“ Wald hoch zu wachsen, eng verzahnt mit ebenfalls neu geschaffenen artenreichen Magerwiesen und Säumen.

Ein Beispiel für den Umbau naturferner Waldbestände zu standorttypischen Wäldern liefern die Wälder um die Mooschwaige im Münchner Südwesten. Im Vorgriff auf ein hier geplantes „Ökokonto“ zur Kompensierung andernorts unvermeidlicher Eingriffe in Natur und Landschaft beginnt die städtische Forstverwaltung nach einem naturschutzfachlich abgestimmten Konzept schon jetzt mit dem behutsamen Waldumbau. Diesen wichtigen Projekten müssen so rasch wie möglich weitere folgen, um die Münchner Wälder als das zu erhalten und zu entwickeln, was sie sein sollten: Oasen für die stressgeplagten Großstadtbürgerinnen und -bürger.

*Text und Fotos: Markus Bräu,
Referat für Gesundheit und Umwelt*

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

während diese Zeitschrift (auf 100 Prozent Recyclingpapier) gedruckt wird, treffen in Kopenhagen die Teilnehmer der Weltklimakonferenz ein. Zwei Wochen dauert die Konferenz. In dieser Zeit werden nach den Berechnungen des World Resource Institute weltweit 280.000 Hektar Wald vernichtet.

3,7 Milliarden Hektar gibt es noch – weniger als die Hälfte der Fläche, die es vor 200 Jahren gab. Und es wird weiter geholt auf Teufel komm raus, als gäbe es kein Wissen um die Bedeutung des Waldes für das Klima. Rund sechs Milliarden Tonnen CO₂ werden Jahr für Jahr freigesetzt, weil die Wälder sterben. Das ist rund ein Fünftel der Treibhausgase, für deren Ausstoß die Menschen verantwortlich sind.

Es sind dabei nicht nur die Regenwälder, die dran glauben müssen. Auch vor unserer Haustür scheint man den Wald für unwichtig zu halten. Wie anders lassen sich die Pläne der Bayerischen Staatsregierung erklären, eine Autobahn quer durch den Perlacher Forst und den Forstenrieder Park bauen zu wollen? Mehr als 200.000 Bäume könnten fallen, wenn sich die Asphaltlobby durchsetzt.

Rund 28 Millionen Weihnachtsbäume werden auch in diesem Jahr wieder in deutschen Wohnzimmern stehen. Jeder vierte von ihnen wird importiert, nur jeder zwanzigste ist in einem richtigen Wald groß geworden, der Rest stammt aus riesigen Plantagen. Nachhaltigkeit geht anders. Wer in München lebt und die Geschenke nicht unter eine Nordmantanne aus dänischer Massenbaumhaltung legen möchte, kann zwischen dem 21. und dem 23. Dezember in der Teestube *komm* in der Zenettistraße 32 im Schlachthofviertel vorbeischauen. Im Hof verkaufen obdachlose Männer zu Gunsten des *komm* Weihnachtsbäume. Einen alkoholfreien Punsch gibt's dazu und die Gewissheit, dass nicht schon am zweiten Weihnachtstag das große Nadeln beginnt. Denn die Bäume haben es nicht weit. Sie kommen, frisch geschlagen, aus dem Forstenrieder Park.

Eine schöne Zeit und eine spannende Lektüre mit diesem Heft wünscht Ihnen

Thomas Rath

Inhalt

04 Wälder wachsen langsam

Wir entscheiden heute über den Wald der Zukunft

07 Raus in die gefährliche Natur

Der Naturkindergarten Isarauen

08 Für eine Handvoll Dollar

In Ecuador macht die Profitgier den Regenwald nieder

10 Recyclingpapier ist Mangelware

Der Handel mit Altpapier ist ein absurdes Geschäft

11 Land für die, denen es gehört

Indigene in Paraguay kämpfen um ihren Lebensraum

12 Wurzeln

Die Deutschen setzen den Wald immer noch gerne in Szene

14 Tschernobyl grüßt aus der Fußgängerzone

Pilze strahlen auch 23 Jahre nach dem GAU noch

15 210 000 Bäume für eine Straße

Die A 99 Süd bedroht Perlacher Forst und Forstenrieder Park

16 Impressum, Kontakte, Termine



WÄLDER WACHSEN LANGSAM

Landwirtschaft, Klimawandel, Energiehunger.
Der Wald muss viel mitmachen.

Ein Vierteljahrhundert ist das her. 1984 – die Grünen saßen dank der Diskussion über das Waldsterben seit einem Jahr im Bundestag – gab es die ersten Erhebungen über den Zustand der deutschen Wälder. Besonders die Tanne gab damals Anlass zur Sorge. Sie war die am stärksten geschädigte Baumart. Der öffentliche Druck wuchs, die Politik war zum Handeln gezwungen, und binnen weniger Jahre konnten die Schwefelemissionen deutlich reduziert werden. Doch auch wenn der Totgesagte nicht starb: 25 Jahre später liefert der Waldzustandsbericht, der völlig zu unrecht nicht mehr Waldschadensbericht heißt, keinen Anlass zur Entwarnung. Gerade noch 30 Prozent der Bäume zeigten 2008 keine Schäden. Das sind deutlich weniger als auf dem Höhepunkt der Waldsterben-Debatte in den 80er Jahren. Woran liegt's?

Ein bisher ungelöstes Problem ist die weiter fortschreitende Versauerung unserer Waldböden durch viel zu hohe Stickstoffeinträge. Hauptursache hierfür ist – neben der Verbrennung von fossilen Energieträgern in Industrie, privaten Haushalten und Verkehr – die Landwirtschaft. Weil zuviel

Dünger auf die Felder kommt, wird die Stickstoffkonzentration in den Waldökosystemen zu hoch, was die Nitratbelastung des Grundwassers weiter verschärft.

Borkenkäfer und Klimawandel

Auch der Witterungsverlauf macht dem Wald zu schaffen. Auf den Jahrhundertssommer 2003 haben die Bäume zunächst mit einem deutlichen Nadel- und Blattverlust reagiert. Auch 2008 lag der Anteil der deutlich geschädigten Bäume mit 28 Prozent noch immer deutlich über dem Wert vor dem Rekordjahr. Massenhaft vom Borkenkäfer befallen sind durch die extrem heißen Sommer 2003 und 2006 vor allem Fichten. Da sie weit über ihr natürliches Verbreitungsgebiet hinaus angebaut wurden, stehen sie oft in Monokulturen in Klimaregionen, die für sie bereits heute zu trocken sind. Ein Waldumbau ist nicht zuletzt deshalb nötig.

Welche Waldflächen in Bayern am dringendsten umgebaut werden müssen, hat der Freisinger Forstwissenschaftler Christian Kölling untersucht. Er kommt zu dem Schluss, dass auf gut 13 Prozent der gesamten Waldfläche des Landes Fichtenbe-

stände in warm-trockenen Regionen stehen. Auf diesen rund 300.000 Hektar weist die Fichte bereits unter heutigen klimatischen Bedingungen ein enorm hohes Betriebsrisiko auf. Kölling befürchtet, dass sich mit fortschreitendem Klimawandel neben dem Borkenkäfer auch andere Schadinsekten massenhaft vermehren werden. Der Forscher empfiehlt deshalb, diese Flächen dringend in Laubmischwälder umzuwandeln. Doch wie das im Oktober im Bayerischen Landtag veröffentlichte aktuelle forstliche Gutachten zur Situation der Waldverjüngung zeigt, ist noch immer in zwei Dritteln der bayerischen Jagdreviere der Wildverbiss so hoch, dass ein erfolgversprechender Waldumbau nicht sicher gestellt ist. Gerade die gewünschten Mischbaumarten Buche, Eiche, Esche und Tanne mag das Rehwild besonders gerne.

Der Wald als Energielieferant

Neue Belastungen für den Wald sind hinzu gekommen, an die vor einem Vierteljahrhundert noch nicht zu denken war. Der globale Rohstoff- und Energieverbrauch ist in den vergangenen Jahren aufgrund des weltweiten Bevölkerungs- und Wirt-



Das Bundeswaldgesetz

Die Pläne für eine Novellierung des Bundeswaldgesetzes wurden kurz vor dem Ende der Großen Koalition von CDU/CSU und SPD beerdigt. Zwar beinhaltet der Gesetzesentwurf so unstrittige Punkte wie die Lockerung der Verkehrssicherungspflicht für Waldbesitzer. Was die Union hingegen unbedingt vermeiden wollte, ist die gesetzliche Definition einer ordnungsgemäßen Wald- und Forstwirtschaft und damit strengere Umweltstandards, die zum Beispiel Kahlschläge ausschließen.

Auch die Regelungen zu Energiewäldern sind längst novellierungsbedürftig. Nach heute

geltendem Recht sind Kurzumtriebsplantagen (KUP) grundsätzlich Wald. Bei der geplanten Novellierung des Bundeswaldgesetzes war beabsichtigt, KUPs vom Waldbegriff auszunehmen. Landwirten hätte das erlaubt, einmal angelegte Energiewälder später wieder in Acker umzuwandeln.

Derzeit spekulieren Waldbesitzer vielerorts darauf, die im Jahr 2007 vom Orkan Kyrill verursachten Kahlfelder mit Pappelplantagen zur Energieholzerzeugung aufzuforsten. Wenn KUPs nicht mehr als Wald gelten würden, wäre das zumindest genehmigungspflichtig.



schaftswachstums enorm gestiegen. Weil Kohle, Gas und Öl deshalb immer knapper werden, steigt das Interesse an der energetischen Verwertung jeglicher Biomasse stetig an. Doch obwohl der Umstieg auf Erneuerbare Energien dringend notwendig ist, bringt die Biomassenutzung den Wald in Schwierigkeiten.

Insbesondere die Vollbaumnutzung, bei der der gesamte Baum einschließlich der Äste, Rinde und der Nadeln beziehungsweise Blätter verwertet wird, entzieht dem Waldboden Nährstoffe. Denn der Großteil der Nährstoffe findet sich in der grünen Krone und nicht im Holz. Werden sie dem Wald langfristig entzogen, kann sich das negativ auf die Bodenfruchtbarkeit auswirken. Den Wald zum Ausgleich zu düngen, lehnen Forstwissenschaftler ab. Die Kohlenstoff- und Nährstoffbilanz der Waldböden würde empfindlich gestört. Sie fordern stattdessen, für jeden Waldstandort das erträgliche Maß der nachhaltigen Biomassenutzung zu definieren, denn die Folgen der Vollbaumnutzung können sehr unterschiedlich sein.

Und einen weiteren Nachteil hat die Forschung ausgemacht. Eine Untersuchung der Universität für Bodenkultur Wien zeigte Zuwachsverluste, als konsequent Reisig und Nadeln aus jungen Fichtenbeständen entnommen wurden: Die Bäume wuchsen langsamer, nach drei Jahren betrug der

Verlust bis zu zehn und nach 20 Jahren gar bis zu 20 Prozent. Die Wissenschaftler fordern deshalb genau abzuwägen, ob sich die Erlöse aus der Biomassenutzung langfristig wirklich rechnen.

Es lebe das Totholz

Die Nachfrage nach energetischer Nutzung schafft zudem immer größere Anreize, auch stehendes Totholz und minderwertige Stammformen und damit potenzielle Nist- und Höhlenbäume für Tiere zu verwerten. Gerade das Totholz ist jedoch als Lebensgrundlage tausender Arten von Tieren, Pflanzen, Pilzen sowie Flechten ein wichtiger Bestandteil des Ökosystems Wald. Bislang wurden bei Durchforstungs- und Erntemaßnahmen absterbende oder tote Bäume oft allein aus betriebswirtschaftlicher Sicht nicht aufgearbeitet. Doch die steigende Nachfrage nach Biomasse weckt Begehrlichkeiten, das gesamte im Wald zur Verfügung stehende biologische Kapital zu nutzen. Allein die kleinparzelligen Besitzstrukturen im Privatwald verhindern, dass Holzreserven im großen Stil genutzt werden.

Der Hamburger Forst- und Holzwissenschaftler Udo Mantau weist bereits seit einigen Jahren auf das wachsende Problem der Rohstoffversorgung in der Holzindustrie hin. Mantau kritisiert, dass die energetische Holznutzung gefördert wird, während andere Nutzungsformen wie das Bau-

en mit Holz keine vergleichbare Anerkennung erhalten. Der Nachteil wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass Holz als Baustoff langfristig CO₂ speichert.

Wesentlich sinnvoller wäre es, der Rohstoff würde mehrmals genutzt: Wird das Bauwerk irgendwann einmal abgerissen, kann das Holz immer noch energetisch verwertet werden. Außerdem bieten neue Verarbeitungstechniken zahlreiche bisher noch nicht geahnte Anwendungsmöglichkeiten. So plant das Unternehmen Timber-Tower aus Hannover den Bau von Türmen für Windkraftanlagen aus Holz. Damit könnten höhere Anlagen gebaut, die Windausbeute auf diese Weise verbessert sowie die Baukosten um 20 bis 30 Prozent im Vergleich zum bislang üblichen Stahl reduziert werden. Ein Beispiel dafür, dass die Nachfrage nach Holz als Werkstoff in den nächsten Jahren deutlich steigen wird.

Holz zu „Bio“-Sprit?

Zu einer drastischen Einschätzung kommt eine aktuelle Studie des Deutschen Biomasse-Forschungszentrums. Sie rechnet damit, dass sich die so genannten Biokraftstoffe der zweiten Generation etablieren werden und ihre Produktion in den Holzmarkt drängen wird. Wenn Politik und Industrie an ihren derzeitigen Ausbauzielen zur Verstromung von Holz in Blockheizkraftwerken, dem Heizen mit Holz und den

Agrokraftstoffen festhielten, so die Studie, werde der Holzbedarf bereits im Jahr 2020 die verfügbaren inländischen Holzpotenziale übertreffen. Zur Befriedigung der gesamten Holznachfrage wären darüber hinaus rund 1,2 Millionen Hektar mit schnellwachsenden Baumarten nötig, die auf den vorhandenen Ackerflächen kultiviert werden müssten. Kenner der Branche bezweifeln jedoch, dass Energiewälder in Deutschland im nötigen Umfang angebaut werden können. Stehen sie doch in enger Konkurrenz mit anderen nachwachsenden Rohstoffen wie Raps für Agrodiesel und Mais für Biogasanlagen. Und auch beim Anbau dieser Energiepflanzen werden enorme Ausbauziele verfolgt. Hinzu kommen derzeit noch die rechtlichen Unsicherheiten in Deutschland. Die Energieriesen Vattenfall und RWE sind deshalb auf Einkaufstour und kaufen oder pachten Ackerflächen in Polen, um ihre Holzversorgung abzusichern.

Welche Zukunft hat der Wald?

Aufgrund des steigenden Rohstoffbedarfes zeichnet sich ein Konflikt mit dem bestehenden Grundsatz einer nachhaltigen, multifunktionalen Waldbewirtschaftung ab. Welche Zukunft wollen wir für den Wald?

Das Forschungsvorhaben „Waldzukünfte 2100“ will eine Debatte anregen und hat drei sehr langfristige Zukunftsszenarien entworfen. Die Studie unterscheidet zwischen einem Entwicklungspfad nach dem Motto „weiter wie bisher“, einem Nachhaltigkeitsszenario und einer wirtschaftsliberalen deregulierenden Entwicklung.

Die Zeit ist reif für eine strategische Neuausrichtung der Wald- und Forstpolitik. Die Lobbyisten aus der Forst- und Holzindustrie werden ihre Arbeit in Berlin in den nächsten Jahren intensivieren. Je nachdem, wie deutlich die Naturschutzverbände und die Gesellschaft ihre Ansprüche an den Wald artikulieren und mit welcher Intensität sie ihre Anliegen bei der Politik vortragen, wird der Kurs in eine der drei genannten Richtungen eingeschlagen werden.

Wälder wachsen langsam. Die Politik von heute bestimmt die Waldbilder der nächsten 100 Jahre.

Text: Markus Ganserer
Fotos: FVA

Der Autor ist Diplom-Forstingenieur und Mitarbeiter des grünen Abgeordneten Christian Magerl im Bayerischen Landtag.



Forstreform in Bayern

Im Winter 1989/1990 richteten zwei gewaltige Stürme in den Wäldern Mitteleuropas große Schäden an. Der Holzpreis rutschte in den Keller, die Bayerische Staatsforstverwaltung in die roten Zahlen. In der Folge mussten sie auf Druck der Politik Personal einsparen: 30 Prozent allein zwischen 1992 und 2004.

Stoibers Dogma vom ausgeglichenen Staatshaushalt gebar 2003 die nächste Forstreform – mit dem Ergebnis, dass bis zum Jahr 2019 weitere 20 Prozent der Stellen gestrichen werden. Die Reform führte

zu massivem Protest in weiten Teilen der Bevölkerung. Auch wenn das Volksbegehren „Aus Liebe zum Wald“ knapp scheiterte, ist bis heute eine sehr hohe Sensibilität für das Thema Wald zu spüren. So steht das neu gegründete Unternehmen „Bayerische Staatsforsten“, das nun den Staatswald bewirtschaftet, immer wieder in der öffentlichen Kritik. Zwar lieferte es vom ersten Wirtschaftsjahr an beachtliche Gewinne an den Staatshaushalt ab, aber das war in erster Linie dem wieder gestiegenen Holzpreis zu verdanken.

Vom Urwald zur multifunktionalen Waldwirtschaft

Deutschland ist eines der walddreichsten Länder der EU. Nach Ergebnissen der Bundeswaldinventur sind rund 11,1 Mio. Hektar mit Wald bedeckt, ein knappes Drittel der Republik. 44 Prozent der Waldfläche befinden sich in Privatbesitz, überwiegend klein strukturiert und zersplittert. Rund 60 Mio. Kubikmeter Rohholz werden in deutschen Wäldern jährlich eingeschlagen.

Wald war lange Zeit nicht nur Lieferant für Baustoff und Brennholz. Schon vor Jahrhunderten wurden lichte Wälder mit wenig Unterwuchs als Weideplätze genutzt, Reisig und Nadeln fanden als Viehstreu Verwendung. Vor allem die Wälder rund um die großen Städte waren sehr früh geplündert. So wird beispielsweise schon für das Jahr 1368 berichtet, dass in Nürnberg erstmals künstlich Kiefern ausgesät wurden.

Aus abgeholzten Flächen wurden durch Wiederaufforstung meist große und reine Nadelwälder – mit der Folge, dass die Fichte als Hauptbaumart weit über ihre natürlichen Grenzen verbreitet ist. Hätte der Mensch nicht eingegriffen, dann gäbe es in Deutschland heute noch in erster Linie Buchenwälder.

Aber unser Wald ist von uns geschaffen und geformt, Urwälder im eigentlichen Sinne gibt es lange nicht mehr. Mit der Reinertragslehre rückte zu Beginn des 20. Jahrhunderts für einige Jahrzehnte die ausschließlich wirtschaftliche Betrachtung des Waldes in den Vordergrund. Für den bayerischen Staatswald hatte das verheerende Auswirkungen. Ganz in Sinne dieser Lehre beschloss nämlich der Bayerische Landtag schon 1908, die Hiebsätze zu erhöhen, Altbestände abzubauen und vornehmlich Nadelholz-Reinbestände mit kürzeren Umtriebszeiten zu begründen.

Erklärtes Ziel gegenwärtiger Forstpolitik ist eine multifunktionale Waldwirtschaft, bei der neben der wirtschaftlichen Nutzung des Waldes auch die nicht-monetären Leistungen zum Tragen kommen: Der Wald ist Trinkwasserreservoir und CO₂-Speicher, er schützt vor Steinschlag, Bodenerosionen, Lawinen und Hochwasser. Und viele Menschen finden in ihm Erholung und nutzen ihn zur Freizeitgestaltung. Funktionen, die den Waldbesitzern zwar kein Geld bringen, für unsere Gesellschaft aber von großer Bedeutung sind.

Raus in die gefährliche Natur

Plätze im Waldkindergarten sind heiß begehrt

Aufgeregt laufen zwei Kinder auf ihren Erzieher Christopher zu. Sie haben einen Igel in einer Baumgruppe am Wegesrand entdeckt. Sofort versammeln sich auch die anderen neun Drei- bis Sechsjährigen, die an diesem Freitag den Waldkindergarten besuchen, um das Gebüsch. Obwohl keines der Kinder nahe an das Tier heran geht und ihn alle nur stauend beobachten, rollt sich der kleine Igel zusammen. „Er hat Angst“, meint Christopher und erkundigt sich, ob jeder das Tier gesehen hat. Dann lässt die Gruppe den Igel in Ruhe, und fünf Minuten später sitzen alle auf Isomatten im Kreis, um in gemeinsamer Runde den Tag zu beginnen.

Zwei Bauwagen sind morgens Treffpunkt des „Naturkindergartens Isarauen“. Von da geht es dann jeden Tag und bei so gut wie jedem Wetter zu verschiedenen Plätzen in den Münchner Isarauen. Heute ist der Sitzkreis bei mehreren Buchen am Rande eines kleinen Bachs. Der markiert zusammen mit den Wegen auch das Gebiet, in dem sich die kleineren Kinder frei bewegen können. Nur die Älteren dürfen sich auch weiter in das Gelände vorwagen.

Im so genannten Freispiel haben die Kinder außer ein paar solcher fester Regeln keine Vorgaben. Zum Konzept aller Waldkindergärten gehört es, dass sie ihre Kreativität durch den direkten Kontakt mit der Natur entfalten können. Schnell bilden sich im Wald einzelne kleine Grüppchen, die verschiedenen Aktivitäten nachgehen. Ein paar Kinder spielen Fangen, eine Erzieherin singt mit anderen Lieder. Zwei klettern, unter Aufsicht, auf einen Baum am Bach, und wieder andere schnitzen mit den Betreuern Würstchenspieße für ein Grillfest. Werkzeuge wie etwa die Schnitzmesser sollen den Kindern auch die Möglichkeit bieten, aus Naturmaterialien eigenes Spielzeug zu bauen.

Heute sind nur elf von insgesamt 23 Kindern da. Die ganz kleinen, zweieinhalb Jahre alten, sind nur an drei Tagen in der Woche dabei, andere sind schon mit den Eltern im Wochenende. An anderen Tagen ist der Betreuungsaufwand wegen des großen, unübersichtlichen Geländes aber höher als in Regelkindergärten, und dann haben Oskar und Lucas, die beide ein Freiwil-

liges Soziales Jahr im „Naturkindergarten Isarauen“ ableisten, genug zu tun. Die beiden haben inzwischen mit Seilen eine Schaukel an einen Baum gebaut. Bald bildet sich eine Reihe von Kindern, die anstehen und beim Schaukeln angeschubst werden wollen. Auch wenn nichts vorgegeben wird: Solche Angebote von den Betreuern gibt es öfter. Die Entscheidung, ob sie sie annehmen, sollen die Kinder selbst treffen. Das „Erlebte Lernen“ ersetzt vorbereitete Lernstunden. Wenn die Gruppe etwa einen Igel im Laub entdeckt, können die Erzieher spontan auf die Situation eingehen und etwas über das Tier erzählen, das sie direkt vor Augen haben.

Gerade in Großstädten wie München ist es unüblich geworden, dass Kinder sich lange Zeit im Freien aufhalten. In der Gesellschaft wandelt sich der Begriff „Natur“ immer mehr zu etwas Abstraktem, das man in Dokumentarfilmen oder auf Fotos konsumieren kann. Das Gebüsch direkt hinterm Haus aber wird zunehmend gemieden. Auch die übergroße Sorge vieler Eltern hat dazu geführt, dass der Nachwuchs von der scheinbar gefährlichen freien Natur oft möglichst ferngehalten wird. Die Waldkindergärten stellen die inzwischen schnell wachsende Gegenbewegung dazu dar. Das Spielen im Freien, gerade bei schlechtem Wetter, und die Erfahrungen mit Tieren, Pflanzen, mit Dreck und Schlamm bringt den Kindern die entfremdete Natur wieder näher.

Seit der ersten Gründung eines Waldkindergartens in Dänemark in den 50er Jahren sind diesem Konzept in Deutschland inzwischen über 500 Einrichtungen gefolgt. Viele von ihnen gingen, wie im Jahr 2002 auch der „Naturkindergarten Isarauen“, aus Elterninitiativen hervor, die nach einer geeigneten Betreuung für ihre Kinder suchten. Die Plätze der elf Münchener Waldkindergärten sind heiß begehrt. Auf einen freien kommen oft 40 oder mehr Bewerber. Wer einen Platz für sein Kind ergattert hat, zahlt mit 140 Euro im Monat nicht nur ein bisschen mehr als in den städtischen Kindergärten, sondern muss auch mithelfen und zum Beispiel hin und wieder das Mittagessen zubereiten. Dieser zeitliche Aufwand erfordert natürlich auch einen gewissen finanziellen Rückhalt.



Um halb eins macht sich die Gruppe schon wieder auf den Weg zurück zu den beiden Bauwagen. Die Kinder sind erschöpft vom Toben im Wald. Aber sie haben viel erlebt und das (Lern-)Tempo selbst bestimmt. Diese Freiheit ist ein wichtiger Teil der Philosophie im „Naturkindergarten Isarauen“ – und der lange Aufenthalt im Freien sei genau das, meint Christopher, was die Kinder machen sollten.

Text und Foto: Julian Schmidt

KONTAKT

Naturkindergarten Isarauen
Lage: in den Münchner Isarauen, nördlich des Tierparks
Telefon: (089) 358 569 23
info@naturkiga-isarauen.de
www.naturkiga-isarauen.de

Mehr Infos und bundesweite Adressen (auch anderer Münchener Waldkindergärten):

www.waldkinder.de

FÜR EINE HANDVOLL DOLLAR

Im ecuadorianischen Regenwald hacken Holzfirmen den Lebensraum von Indianern und einer immensen Zahl von Tier- und Pflanzenarten kurz und klein. Perfide Geschäftspraktiken und Korruption hebeln die bestehenden Waldgesetze aus. Und die Lobbyisten der Holzindustrie geben die Schuld am Verschwinden der Urwälder den Kleinbauern.

Die Awá-Indianer(innen) betrachten die Fremden in ihrem Dorf mit gemischten Gefühlen. Die Holzfäller hat keiner gerufen, aber ein paar Dollar könnte man im Dorf dringend brauchen: für die Schuluniformen und Bücher der Kinder, ein neues Dach der Dorfschule, den Arztbesuch einer Einwohnerin, ein paar Säcke Reis. Bäume gibt es im Regenwald des Dorfes noch reichlich. Warum nicht ein paar davon verkaufen? Balsareño liegt wenige Kilometer von der kolumbianischen Grenze entfernt im äußersten Nordwesten Ecuadors. Die Holzfäller arbeiten für den Sperrholzersteller Endesa-Botrosa und wollen Profit machen. Für ein paar Bäume lohnt es nicht, den Holzschlepper zu holen, der auf Riesenreifen durch den schlammigen Waldboden pflügt und schwere Stämme rauszieht. Deshalb wollen sie alles Holz vom Fluss bis hoch zum Bergkamm mitnehmen. Für Endesa-Botrosa ist der Regenwald nichts weiter als die billige Rohstoffquelle. Für die Indianer(innen) bedeutet der Urwald das Leben und die spirituelle Heimat.

Die Awá leben im Chocó, einer Regenwaldregion, die sich entlang des Pazifiks vom Süden Panamas über Kolumbien bis nach Ecuador erstreckt. Der Chocó ist nicht nur die Heimat von 30 indigenen Völkern, sondern auch eines der artenreichsten Gebiete weltweit. Außerdem sind ein Fünftel der Tier- und Pflanzenarten endemisch, das heißt, sie kommen nur dort vor.

Im tropischen Regenwald treffen Geschäftspartner aufeinander, wie sie ungleicher kaum sein könnten: Geschultes Personal von Firmen wie Endesa-Botrosa begegnet traditionellen Kleinbäuerinnen und indigenen Ureinwohnern. Erstere mit klaren

Zielen und Strategien, Letztere weitgehend ahnungslos. Skrupellose Geschäftsmacher nutzen das aus und reißen sich die Ressourcen der lokalen Bevölkerung unter den Nagel. Der Staat vergibt zwar Einschlagsgenehmigungen im Regenwald, doch vor Ort ist er nicht präsent oder zu schwach, um die Einhaltung der Gesetze und Rechte zu kontrollieren und durchzusetzen. In der Praxis werden die Bäume deshalb meist illegal umgelegt und mit gefälschten Papieren abtransportiert.

Auslaufmodell Indianerwelt

„Ihr seid arm und doch so reich“, „Die Bäume wachsen nach“, „Wir machen alles, ihr müsst nur das Geld zählen“ und „Wir werden eine Straße zum Dorf bauen“ lauten die Argumente und Versprechen des Personals von Endesa-Botrosa. Längst haben sie in der fernen Hauptstadt Quito den Regenwald der Awá in Planquadrate und Festmeter aufgeteilt. Etwa 750 Kubikmeter Rundholz – einen kleinen Wald – benötigt die Firma täglich.

Die meisten Awá sind Analphabet(inn)en, viele sprechen nur ihre eigene Sprache. Sie kämpfen ums tägliche Überleben, gegen eine externe Gesellschaft, die keine Rücksicht auf ihre Kultur und prekäre Lage nimmt. Der Dorfchef reagiert besonnen auf das Ansinnen der Holzfäller, auch einige der Indianerfrauen haben warnend ihre Stimme erhoben. Man wird sich nicht einig, für heute ziehen die Holzfäller murrend ab. Danach versuchen die Awá wieder so zu leben, wie sie es schon immer getan haben. Die Männer kontrollieren Tierfallen im Wald oder gehen fischen. Die Frauen pflanzen auf kleinen Parzellen Kochbananen, Mais und die tropische Kulturpflanze Maniok.

Doch die Welt der Indianer(innen) ist zum Auslaufmodell verdammt. Sie leben an einer der letzten Fronten der „westlichen Zivilisation“. Der früher scheinbar endlose Regenwald ist in weiten Teilen verschwunden. Erst kamen die Holzfirmen, sie bauten Pisten und fällten die nutzbaren Bäume. Ihnen folgten Wilderer, Siedler, Goldwäscher, Spekulanten und Plantagenfirmen. Die Awá sind von Rodungen und Ölpalmpflanzungen umzingelt. Holzeinschlag verringert die Artenvielfalt, stört das empfindliche ökologische Gleichgewicht. Gerade die begehrten Urwaldriesen bilden das Rückgrat bedrohter Tier- und Pflanzenarten. Der Wald ist leer geschossen, das Flusswasser mit Sedimenten verschmutzt und mit Pestiziden der Plantagen vergiftet. Kochbananen stehen nun dreimal täglich auf dem Speiseplan, selten gibt es mal eine gefangene Beutelratte oder einen dünnen Fisch. Die Menschen leiden an Proteinmangel, Fehlernährung und unbekanntem Krankheiten. Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit machen sich breit.

Wie vor 500 Jahren

Drei Tage später stehen Planierdrahten unten am Fluss. Ein Trupp Awá eilt mit Hackmessern und Holzlanzen zum Ort des Geschehens. Sie wollen die Eindringlinge stoppen. Der Ingenieur der Holzfirma, flankiert von Leibwächtern, erwartet die Indianerabordnung. Diese Männer hätten ihm die Bäume verkauft und das Geld – jeweils 900 US-Dollar – schon erhalten, erklärt der Ingenieur, und zeigt auf zwei Indianer aus dem Dorf. Zum Beweis hält er einen Kaufvertrag hoch. Den zieren unten zwei Fingerabdrücke. Dazu wären die beiden Männer aus seinem Volk nicht befugt, der Wald sei im kommunalen Besitz, erklärt der Dorfchef irritiert, und außerdem hätten die Holzfäller keine Holzeinschlagsgenehmigung. Das sei alles bereits geregelt, er sei im Recht, die Bäume gehörten jetzt ihm, entgegnet der Ingenieur und zieht neben der Lizenz auch gleich den Managementplan aus der Tasche.



Am illegalen Holzeinschlag im Indianergebiet änderte auch der Besuch der damaligen Umweltministerin Ecuadors, Ana Albán, im Oktober 2006 nichts (Foto links). 80 Prozent der Transportgenehmigungen für die Stämme sind gefälscht.

Der Dorfchef kämpft mit den Worten, lesen kann er nur mühsam. Die Awá beraten in ihrer Sprache und werden sich nicht einig. Einige wollen die Holzfäller vertreiben, andere zumindest mehr Geld für alle fordern. Der gefundene Kompromiss erscheint wie ein schlechter Scherz: Einer der Bulldozer der Firma soll das Fußballfeld im Dorf neu planieren, dafür bekommen die Holzfäller freie Bahn im Waldstück von Balsareño. Endesa-Botrosa hat mit seiner Strategie die Einheit der Indianer(innen) gebrochen. Eine Planierraupe kämpft sich keuchend den Steilhang hinauf und schafft vollendete Tatsachen. Es ist das alte Spielchen wie vor 500 Jahren. In der modernen Version haben die grünen Geldscheine die Glasperlen und Spiegelchen ersetzt. Die gezahlte Summe ist symbolisch, denn sie macht nur einen Bruchteil des realen Holzwertes aus. Auch das ist eine Form von Korruption.

Im Gegensatz zur Zeit der Konquistadoren existieren heute Gesetz und Ordnung – könnte man meinen. Die Rechte der Indianer(innen) sind in der Verfassung Ecuadors und in internationalen Abkommen verbrieft. Auch eine moderne Waldgesetzgebung gibt es. Die wurde mit Unterstützung der deutschen Entwicklungszusammenarbeit mehrfach überarbeitet. Doch in der Praxis haben die Regelwerke keinen Bestand und selbst legaler Holzeinschlag bedeutet noch lange nicht nachhaltige Waldwirtschaft. Die Rechte der Ureinwohner(innen) werden weiter mit Füßen getreten, sämtliche Klagen dagegen in endlosen Verfahren bis in alle Ewigkeit verschleppt. Gefälschte Holzeinschlagslizenzen und Transportscheine sind die Regel, wer erwischt wird, schmirt die zuständigen Beamten. Regierungen und Firmen, die solche Verhältnisse ausnutzen oder nichts dagegen unternehmen, sind ebenfalls korrupt.

Im Dschungel der Siegel

Die deutsche Bundesregierung setzt zur Lösung des Dilemmas auf marktbasierende Instrumente. Zertifizierung heißt das Zauberwort. Private Siegel sollen nachhaltigen

Holzeinschlag im Regenwald gewährleisten. Verantwortungsbewusste Konsument(inn)en könnten damit beruhigt weiter Tropenholz kaufen. Holz- und Waldsiegel gibt es mittlerweile Dutzende, das Flaggschiff der Marktnische ist der Forest Stewardship Council (FSC) mit Sitz in Bonn. Der aus Vertreter(inne)n von NGOs und der Holzindustrie bestehende Zertifizierungsverein hat sich weltweit die nachhaltige Waldbewirtschaftung auf die Fahnen geschrieben und will den Spagat zwischen Umweltschutz, sozialen Interessen und wirtschaftlichem Profitstreben überbrücken. In Ecuador hat sich eine nationale FSC-Arbeitsgruppe konstituiert, die vor allem wirtschaftlichen Interessen gehorcht, das zeigt schon der Blick auf die Mitgliederliste. Die Ureinwohner bleiben der FSC-Gruppe fern, obwohl sich über die Hälfte der verbliebenen Waldflächen fest in deren Hand befindet.

Ein Fall für die Gerichte

Obwohl es in Ecuador FSC-zertifizierte industrielle Holzplantagen gibt, wird der Urwald weiter gerodet. Auf den Plantagen selbst wachsen exotische Bäume in Reih und Glied, aus Artenvielfalt sind gleichartige industrielle Monokulturen geworden. 18.000 Hektar davon nennt Endesa-Botrosa ihr eigen, doch wie die Firmengruppe zu den Grundstücken gekommen ist, beschäftigt bereits seit Jahren Gerichte und staatliche Kontrollinstanzen. Die Kleinbauern behaupten steif und fest, es sei ihr Land gewesen. Der von Endesa-Botrosa beauftragte Zertifizierer, die Hamburger GFA Terra Systems, konnte darin und in vielen weiteren Unstimmigkeiten keinen Verstoß gegen die FSC-Standards sehen und vergab 2006 das Siegel für 8000 Hektar. Die Plantagenfirma sei unabhängig und hätte rechtlich nichts mit den Aktivitäten anderer Firmen der Gruppe zu tun, so die simple Logik. Mit dem begehrten internationalen Siegel polierte der Sperrholzhersteller sein schlechtes Image auf und schmückte sich damit als Beweis für nachhaltige Waldwirtschaft.

Die Nationale Holzfällervereinigung COMAFORS hat getreu ihrem Motto „Holzunternehmen erschaffen und erhalten die Wälder Ecuadors“ die Siedler(innen) und die Indigenen als die Schuldigen am Verschwinden der Regenwälder ausgemacht. Die Industrie betreibt selektiven Holzeinschlag und entnimmt nur einige wenige Stämme pro Hektar – als schützten Bulldozer und Motorsägen den Regenwald. Den Wald roden würden hingegen die Kleinbauern. Deshalb sollten sich auch diese zertifizieren lassen. Doch Zertifizierung bedeutet kostspielige bürokratische Verfahren und komplizierte technische Standards. Mit der Lebenssituation der Menschen im Wald hat das wenig zu tun. Viele der Voraussetzungen sind nicht gegeben oder stellen enorme Hürden dar. Die meisten Indigenen haben bis heute keine legalen Titel für ihr Land erhalten.

Mittlerweile wurde Endesa-Botrosa das Siegel entzogen. Nicht wegen der Rodungen im Regenwald, sondern wegen des Einsatzes eines verbotenen Pestizids auf den Holzplantagen. Die Vertrauenswürdigkeit von Siegeln ist begrenzt, besonders in einem korrupten Umfeld. Dafür liefern sie der Holzindustrie den perfekten Vorwand zum Einmarsch in die letzten Primärwälder der Erde. Die verschwinden rapide oder werden degradiert, mit und ohne Zertifizierung. Industrieller Holzeinschlag beraubt die Urwaldmenschen ihres Lebensunterhalts, sie werden ausgehungert, zurückgedrängt und sozial entwurzelt. Derartige Gewalt und Menschenrechtsverletzungen geschehen tagtäglich, weltweit, nicht nur im Regenwald von Ecuador. Auch Erdöl- und Bergbaufirmen, Zellstoff- und Papierkonzerne sowie die Ölpalminindustrie bedienen sich gezielt solcher Machenschaften, um an Land und Rohstoffe zu kommen.

Text und Fotos: Klaus Schenk

Klaus Schenk ist Tischler und Holzwirt. Er arbeitet seit 1999 für den Verein Rettet den Regenwald. Von 2003 bis 2008 beriet er die Awá in Ecuador in der Bewirtschaftung und Verteidigung ihres Waldes. Der Text erschien zuerst in der Zeitschrift „politische Ökologie“ 117.

Wir Deutschen gehören zu den Top Ten der Papierverschwender dieser Welt. Bei durchschnittlich 254 kg liegt der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch. Zum Vergleich: Im Nachbarland Polen sind es 100 kg, die Rumänen kommen mit 35 kg aus.

Gut die Hälfte des Papiers, das wir hier verbrauchen, „wächst“ in den Städten und Dörfern Deutschlands und der angrenzenden Länder, zusammengetragen aus Containern und anderen Sammelsystemen für Altpapier. Die andere Hälfte besteht aus frisch gewonnenen Zellulosefasern und kommt direkt aus dem Wald, allerdings

weit her und zum Teil auch aus höchst umstrittenen Quellen herangeschafft. 1,5 Mio. Tonnen frisch geernteter Zellstoff kommen aus Übersee zu uns – vor allem aus Ländern wie Brasilien und Uruguay, wo Eukalyptusplantagen im Dauerkonflikt mit Indigenen und der landlosen Bevölkerung betrieben werden. Oder aus Kanada, wo die Forstwirtschaft zu über achtzig Prozent im Urwald holzt. Im Gegenzug verlässt ein Drittel des exportierten Altpapiers sogar den europäischen Markt und landet vor allem in China, Südkorea und Indien.

Natürlich lässt sich in der Papierproduktion frischer Zellstoff nicht einfach und nicht

Recyclingpapier ist Mangelware

Unser Altpapier exportieren wir. Im Gegenzug wird frisch geernteter Zellstoff aus Übersee importiert.

kaum aus dem heimischen. Knapp 90 Prozent der Zellulosefasern in unserem Papier stammen aus anderen, zum Teil recht fernen Ländern. Hauptlieferanten für Zellstoff und Papier sind – in dieser Reihenfolge – Finnland, Schweden, Brasilien, Österreich, Portugal und Kanada. Aber auch in Uruguay, Chile, Indonesien und Russland fallen Bäume für den deutschen Papiermarkt.

Dass gut die Hälfte unseres Papiers aus recycelten Fasern besteht, spiegelt sich in dem Angebot für den Endverbraucher überhaupt nicht wider. Weder in den Super- und Drogeriemärkten, noch in Büromärkten und Schreibwarenläden gibt es entsprechende Mengen an Recyclingprodukten. Aktendeckel oder auch Toilettenpapier aus Recyclingpapier lassen sich noch recht leicht finden. Doch wer Papiertaschentücher, Kopierpapier oder Schulhefte aus Recyclingpapier kaufen möchte, der sucht oft vergeblich.

Wo also bleiben die rund 16 Mio. Tonnen Altpapier, die in Deutschland jedes Jahr gesammelt werden? Das Altpapier wird zwar überwiegend auch in Deutschland recycelt, aber ein Viertel geht auch in den Export. Das sind 4,3 Mio. Tonnen – bemerkenswert, weil gleichzeitig 4,2 Mio. Tonnen frischer Zellstoff importiert wird. Mit anderen Worten: Ein beträchtlicher Teil eines von der Ökobilanz her wertvollen Papierfaserrohstoffs wird hier nicht genutzt. Stattdessen wird in gleicher Größenordnung ein anderer Papierfaserrohstoff zum Teil von

sofort durch recycelte Papierfasern ersetzen. Aber die Zahlen zeigen, dass die deutsche Papierindustrie ein enormes Potenzial hat umwelt- und klimafreundlicher zu werden, indem sie mehr Altpapier einsetzt und damit gleichzeitig sowohl die langen Transportwege im Ex- und -Import unnötig macht, als auch sozial und ökologisch fragwürdige Rohstoffquellen ausschließt.

Mehr Altpapiereinsatz wird allerdings nicht automatisch zu deutlich mehr wahrnehmbaren Recyclingprodukten in den Läden führen. Denn so wie die deutsche Papierindustrie strukturiert ist, landet der weitaus größte Teil des eingesetzten Altpapiers in Papierprodukten, die nicht direkt in die Ladenregale gehen: Verpackungspapiere, Kartons und Zeitungsdruckpapiere schließen allein 75 Prozent. Für die Produkte, auf die

LINKS

www.robinwood.de/papier

Einkaufstipps u.a. für Hygienepapiere, Schulhefte (in Norddeutschland) und Kopier- bzw. Druckerpapier

www.heftefinder.de

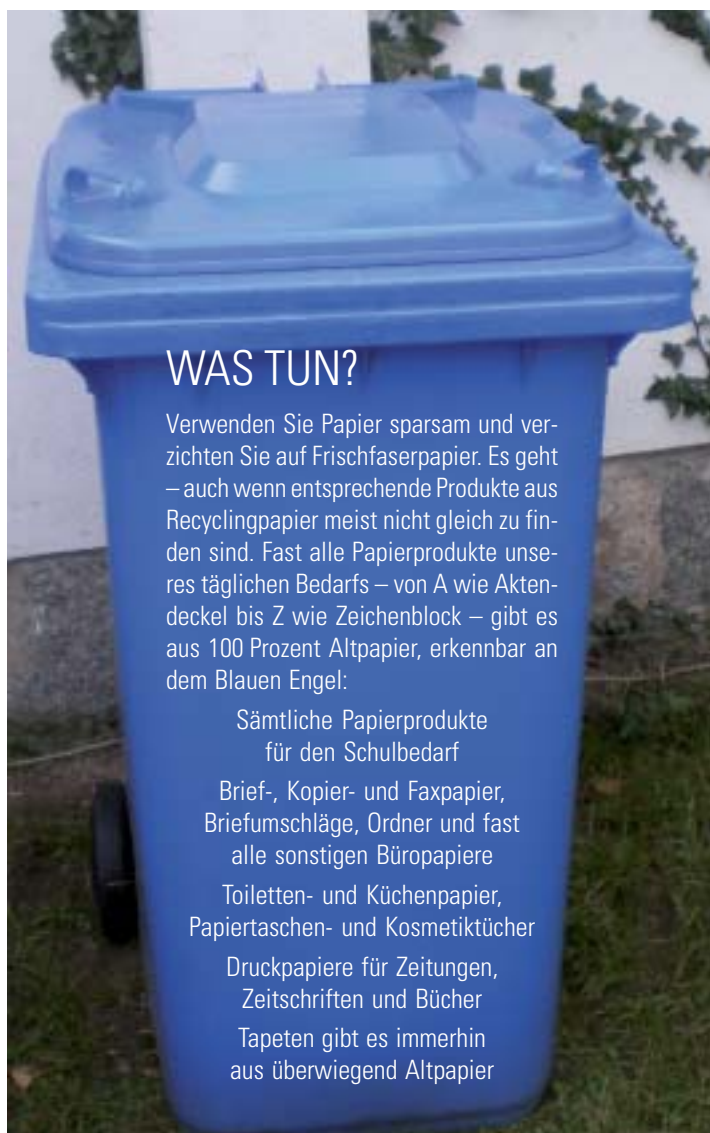
bundesweite Einkaufstipps für Schulhefte

www.blauer-engel.de

alle mit dem Umweltzeichen versehene Recyclingpapierprodukte und deren Produzenten

umweltbewusste Verbraucher achten, bleibt wenig übrig. Damit sich etwas ändert, müssten Recyclingprodukte deutlich stärker nachgefragt werden. Dies gilt besonders für Hygienepapiere, deren Fasern nach einmaligem Gebrauch für den Papierkreislauf verloren sind. Vor acht Jahren betrug der Altpapieranteil in dieser Produktgruppe im Schnitt noch 77 Prozent. Heute sind es nur noch 56 Prozent – eine fatale Entwicklung!

Text und Foto: Rudolf Fenner, Robin Wood



WAS TUN?

Verwenden Sie Papier sparsam und verzichten Sie auf Frischfaserpapier. Es geht – auch wenn entsprechende Produkte aus Recyclingpapier meist nicht gleich zu finden sind. Fast alle Papierprodukte unseres täglichen Bedarfs – von A wie Aktendeckel bis Z wie Zeichenblock – gibt es aus 100 Prozent Altpapier, erkennbar an dem Blauen Engel:

Sämtliche Papierprodukte für den Schulbedarf

Brief-, Kopier- und Faxpapier, Briefumschläge, Ordner und fast alle sonstigen Büropapiere

Toiletten- und Küchenpapier, Papiertaschen- und Kosmetiktücher

Druckpapiere für Zeitungen, Zeitschriften und Bücher

Tapeten gibt es immerhin aus überwiegend Altpapier

LAND für die, denen es gehört



Der Verein *Rettet den Regenwald* sammelt Spenden, damit Indigene in Paraguay den Wald kaufen können, in dem sie leben – bevor er abgeholzt ist. Fragen an Klaus Schenk.

Münchner Stadtgespräche: Warum sammeln Sie Geld, um in Paraguay Wald zu kaufen?

Klaus Schenk: In Paraguay und in den Nachbarländern Argentinien und Bolivien gibt es ein großes, artenreiches und auch sehr bedrohtes Ökosystem, den Chaco. Er besteht aus verschiedenen Waldformationen, die der Lebensraum einer enormen Zahl von verschiedenen Tier- und Pflanzenarten sind. In diesem Wald leben auch 19 bedrohte indigene Völker, für die der Chaco Heimat und Lebensgrundlage darstellt. Eines dieser Völker sind die Ayoreo, und unter ihnen gibt es eine Gruppe von 100 bis 150 Menschen, die ohne Kontakt mit der Außenwelt in freiwilliger Isolation dort in einem großen Urwaldgebiet leben. Die Lebensweise dieser Menschen ist extrem bedroht, und aufgrund fehlender Abwehrkräfte kann jeder Kontakt mit der Außenwelt ihren Tod bedeuten.

Was bedroht die Menschen im Chaco?

Besonders der Soja-Boom in Südamerika. Es gibt schon über 40 Millionen Hektar, vor allem in Brasilien, Argentinien und in Paraguay, auf denen Soja für den Export angebaut wird, und die Flächen werden weiter ausgedehnt. Soja verdrängt die Rinder-

züchter. Sie ziehen weiter und roden dort neue Viehweiden, wo es noch ausgedehnte Wälder gibt – wie zum Beispiel im Chaco.

Wer sind die Akteure?

Laut Informationen von *Survival International* und anderen Quellen sind es brasilianische, paraguayische sowie argentinische Agrarfirmer und Investoren, die unter dubiosen Umständen zu riesigen Landflächen kommen. Aber es gibt auch mehrere deutsche Firmen, die in den Landhandel verwickelt sind. Die machen auf ihren Webseiten Werbung und preisen ganz konkrete Grundstücke in Paraguay zum Kauf an. Viele Deutsche haben dort auch bereits zugeschlagen und besitzen im Chaco Land. Die meisten sind Viehzüchter, aber manche spekulieren einfach auf weiter steigende Grundstückspreise.

Wem gehört der Wald, den Sie jetzt kaufen wollen?

Ursprünglich, und so letztendlich auch in der Verfassung verankert, natürlich den dort lebenden Ureinwohnern. Nur haben die meistens keine Landtitel, sodass viele der Landflächen mittlerweile käuflich sind und andere Besitzer haben. Man kann natürlich darüber streiten, ob das rechtens ist, aber es ist einfach Tatsache.

Der Chaco ist groß. Nach welchen Kriterien wird das Gebiet ausgesucht, das gekauft werden soll?

Im Chaco werden Fakten geschaffen. Jeden Tag werden allein im Norden Paraguays bis zu 1200 Hektar Wald abgeholzt. Es geht deshalb darum, strategisch wichtige Grundstücke, die zum Verkauf stehen, als Sperrgrundstücke zu sichern. So soll den Investoren der Zugang zu dem Land, das dahinter liegt, erschwert und soweit wie möglich versperrt werden.

Wir von *Rettet den Regenwald* stellen dabei der Initiative *Amotocodie* Spendengelder zur Verfügung. Das ist eine lokale Organisation, die eng mit den Ayoreo zusammenarbeitet und den Landkauf organisiert.

Was sind die politischen Ziele?

Die Regierung ist ganz eindeutig in der Pflicht, und wir üben Druck aus, damit sie weiter tätig wird. Ziel ist es, dass die Indigenen ihre Rechte durchgesetzt bekommen und der Staat ihnen zumindest größere Teile ihres angestammten Landes anerkennt und wieder zurück gibt. Das ist ein langwieriger Prozess. Die neue Regierung von Bischof Lugo stößt allerdings auf enormen Widerstand einflussreicher Leute, die dort bereits Land haben oder ein Auge dar-

auf geworfen haben. Die versuchen mit allen Mitteln zu verhindern, dass die Indigenen große Landflächen zugesprochen bekommen.

Wie versuchen Sie, die Indigenen im Chaco dabei zu unterstützen?

Wir stärken ihre Position. Das machen übrigens auch *Brot für die Welt* und *Misereor*. Wenn, wie geschehen, über 500.000 Euro für den Landkauf zur Verfügung gestellt werden, soll das der Regierung und auch den Menschen in Paraguay zeigen: Das ist wichtig, es muss dringend etwas getan werden, hier gibt es ein großes Problem. Und es spricht den Ayoreo Vertrauen aus und sagt ihnen, dass sie Recht haben und Land bekommen müssen.

Wer garantiert, dass der Wald, der für die Indigenen gerettet werden soll, anschließend nicht trotzdem platt gemacht wird?

Wer kann den Wald besser schützen als die Menschen, die ihn bis heute erhalten haben? Die Vereinigung der Ayoreo Indianer in Paraguay bekommt das Land legal zugesprochen. Das wird im Grundbuchamt mit sämtlichen dazu notwendigen notariellen Dokumenten geregelt. Und die Ayoreo haben wiederum per Vertrag bestätigt, dass ihr einziges Interesse darin besteht, dieses Land nachhaltig und traditionell zu nutzen. So wie sie es ja schon seit Jahrtausenden getan haben, also nach unseren Begriffen naturverträglich und sozialverträglich.

Wenn man diversen Investmentanbietern glaubt, dann kann man mit nachhaltiger oder vermeintlich nachhaltiger Holzwirtschaft insbesondere in Lateinamerika ordentliche Renditen erzielen und gleichzeitig den Menschen und der Umwelt dort was Gutes tun.

Was halten Sie von solchen Geldanlagen?

Prinzipiell wenig. Diese Geldanlagen sind darauf ausgerichtet, für die Anleger maximale Profite herauszuschlagen. Die heimische Bevölkerung steht dem eher im Wege. Sie wird vertrieben, oder zumindest werden ihre Rechte nicht beachtet. Zudem handelt es sich um Monokulturen in Reih und Glied, mit einem Wald hat das nichts zu tun. Und ob die versprochenen Renditen jemals eingefahren werden, ist sehr unsicher. Ich kann nur davon abraten, in so etwas zu investieren.

Interview: Thomas Rath
Fotos: Klaus Schenk

WURZEN

Mehr als ein schlichtes Naturphänomen diene den Menschen unseres Landes als sinnstiftender Bezugspunkt mehr im Vordergrund. Aber selbst diese knüpft an

Doch wir müssen feststellen: ein Aufstand der deutschen Seele für den deutschen Wald hat (bisher wenigstens) nicht stattgefunden.“ Dies schrieb Carl Amery im Vorwort eines Buchs, das Anfang der 80er Jahre zum Waldsterben erschienen war. Dieses komplexe Phänomen sorgte seinerzeit für heftige Auseinandersetzungen zwischen Umweltschützern und dem wirtschaftlichen und politischen Establishment. Umweltbewegte entwickelten apokalyptische Visionen, und die parteipolitische Ausbildung der zahlreichen Umweltinitiativen in Gestalt der Grünen gewann kräftig an Fahrt.

Teil die darin Lebenden sind. Der Wald ist nicht mehr allein Lebens-, Wirtschafts- oder Rückzugsraum, er stiftet Sinn und Gemeinschaft, er stiftet gemeinsames Empfinden.

Auch wenn spätestens seit den mittelalterlichen Rodungen großen Stils der germanische Urwald bis auf Reste schmolz, wenn eine mehr oder minder nachhaltige Waldbewirtschaftung und Nutzung den Wald als Rohstoffquelle ausbeutete – der Wald blieb den Deutschen stets etwas Besonderes. Die Romantik griff das alte Bild auf und zeichnete es in verschiedenen Facetten. Es erstand der Begriff der Waldein-

Mit der Inszenierung des Waldes gelingt es, den Deutschen eine eigene geistige Heimat zu schaffen, die sie dem rationalen Geist enthebt.

„Deutscher Wald“ – „deutsche Seele“. Mit diesen Begriffen rief Carl Amery die Besonderheit des Verhältnisses der Deutschen zum Wald in Erinnerung. Deutscher Wald ist nicht gleich Wald, er war Stätte besonderer Weseneigenarten seiner Bewohner und seiner Besucher. Die Römer hatten bei ersten Militärexpeditionen jenseits des Rheins den Wald als bestimmendes Element Germaniens ausgemacht. Wie den Griechen galten ihnen Waldmenschen sesshaften Bauernvölkern oder gar städtischen Gemeinwesen kulturell untergeordnet. Es lag darin ein gut Teil Herablassung gegenüber den unzivilisierten Barbaren, zugleich schwang auch Respekt mit, war doch in den germanischen Wäldern die „germanische Freiheit“ zu Hause. Damit meinten die Römer das ungestüme Auftreten, wenn nicht gar die Ungezügeltheit der Germanen, die als unumstößliches „Gesetz“ allenfalls den Willen ihres Anführers anerkannten.

Wechseln wir den Standpunkt des Betrachters, dann mutieren die negativen Zuschreibungen von außen zu einem Selbstbild, das in Abgrenzung zum „Fremden“ nun in positivem Licht erstrahlt. Der den Römern undurchdringlich düstere, germanische Wald ist nun Kraftquell, Sinnbild der unverdorbenen Natur, deren organischer

samkeit, in der die empfindsame Seele eins ist mit der Natur. Die künstlerischen Darstellungen der Romantik zeigen denn auch einen idealisierten Wald, eine Waldwildnis, die mehr der Vorstellung entspringt, denn dass sie im Wirtschaftswald noch als Vorbild vorzufinden wäre. Darauf kommt es auch gar nicht an. Mit dem deutschen Wald, genauer gesagt: seiner Inszenierung, gelingt es Malern, Literaten und Philosophen, den Deutschen eine eigene geistige Heimat zu schaffen, die sie dem rationalen Geist enthebt, der seit und dank der Französischen Revolution die gott- und naturgegebene Weltordnung schleift.

Wie wir sehen, hat auch unsere moderne Zeit viel Vergangenes rund um den Wald in die Gegenwart gerettet, siehe den verzweifelten Ausruf von Carl Amery. Die Wirklichkeit hat sich jedoch nicht an die apokalyptischen Prophezeiungen gehalten. Der Wald als Naturphänomen ist nicht verschwunden. Gut geht es ihm nicht, wie die alljährlichen „Waldzustandsberichte“ dokumentieren. Ursprünglich trugen diese Bulletin den Titel „Waldschadensberichte“, doch welcher Politiker mag schon Jahr für Jahr Schadensberichte veröffentlichen. Also erfuhr der Begriff eine sprachliche Verschönerung. Der Zustand des Berichtgegenstands ist damit verschleiert.

Der Wald früherer Generationen. Heute steht die Nutzung alte Bedeutungen an.

Die Ökonomisierung macht nicht am Waldrand halt. Was privaten Waldbesitzern schon immer als *Maxime* galt, setzen auch die Verantwortlichen für die Staatsforste als Priorität: Die Waldbewirtschaftung muss schwarze Zahlen schreiben. Bereits frühere Generationen wussten um die langen Wachstumszyklen des Waldes und betrieben dem gehorchend eine nachhaltige Bewirtschaftung des Waldes. Nachhaltigkeit ist heute geradezu ein politischer Kampfbegriff. Das ist rein wirtschaftlich betrachtet logisch: Wer wird schon das vernichten, woraus kontinuierlich Gewinn gezogen werden kann. Neben seiner direkten wirtschaftlichen Verwertung, also der Holzwirtschaft oder den Jagdpachten, haben Wälder eine weitere Aufgabe, die zumindest teilweise wieder an „alte Werte“ anknüpft: Refugium für Entspannung und Erholung. Urlaubsorte, Hotels und Pensionen werben mit der Nähe von Waldgebieten, preisen Natur und dort beheimatete Ruhe, in der der Gast seine „Seele baumeln lassen kann“. Ein gewiss stark strapaziertes Versprechen, aber kaum ein Prospekt verzichtet darauf.

Für die Tourismusindustrie ist der Wald ein harter Standortfaktor. Der Bayerische Wald ist dafür ein beredtes Beispiel. Im

Die „alten“ Wurzeln sind offensichtlich zu stark, als dass sie vollständig einer rein rationalen Betrachtung weichen können.

Naturpark Bayerischer Wald umschließt ein breiter Ring bewirtschafteter Waldflächen eine Kernzone, in der die Entwicklung des Waldes sich selbst überlassen bleibt. Wer die Kernzone besucht, wird zunächst mit einer gewissen Verstörung auf das Ausmaß des Verfalls reagieren, in dem sich über weite Strecken der Wald präsentiert: flächenhaft kahle Hänge, durchsetzt mit abgestorbenen Baumstangen mit und ohne Krone oder nur noch deren Stümpfe. Unser Auge ist ein anderes Bild gewohnt und verlangt danach: Ein Wald ist „aufgeräumt“, kein abgestorbener Baum stört. Auch wenn straff bewirtschaftete Wälder

häufig geradezu steril wirken, ist dank der Gewöhnung der Wirtschaftswald für die meisten Menschen Sinnbild der umhегten und gesunden Lebensgemeinschaft namens Wald. Im Bayerischen Wald treffen wir in enger Nachbarschaft auf den aufgeräumten Wirtschaftswald und den sich selbst überlassenen wilden Urwald. Je nach

Standort der jeweiligen Gemeinde, des Hotels oder der Pension, ob nun innerhalb oder außerhalb der Kernzone des Naturparks, löst sich der Gegensatz auf. Geworben wird um den Gast wahlweise mit dem gepflegten oder dem der Natur überlassenen Wald. Ein pragmatischer Umgang. Und doch haben auch wir uns Teile früheren Waldempfindens bewahrt. Im Nationalpark Bayerischer Wald lädt der „Seelesteig“ dazu ein, beim Gang über einen 1995 eingerichteten, etwas mehr als einen Kilometer langen Steg „die Seele steigen zu lassen“. Dieser Rundgang versteht sich als „eine Besinnungseinrichtung für die

Seele“. Da erstet sie wieder, die Mystifizierung und Mythologisierung des Waldes. Waldkindergärten und Waldspielplätze als pädagogische Einrichtungen wollen und sollen „spielend die Natur begreifen“ lehren. Neben dem Begreifen der Natur als ein vernetztes System steht bei vielen dieser Einrichtungen der ganzheitliche Ansatz, den Kreislauf der Natur als Maß aller Ordnung zu erkennen und wertzuschätzen. Diese Vorstellung lebt auch in der Errichtung von Friedhöfen im Wald fort, wie er in München mit dem Waldfriedhof Gestalt gefunden hat. Hier ist der Wald Kathedrale. Der Waldfriedhof findet heute seine Fortsetzung in Friedwäldern, in denen der Wald den sinnstiftenden Rahmen des Nachtds bildet.

Der Wald hat einen Ideologieverlust hinnehmen müssen, soweit er früher zur Vergewisserung einer nationalen Identität taugte. Die Mystifizierung hat heute einem pragmatischen Umgang Platz gemacht. Ganz offensichtlich sind die „alten“ Wurzeln des Walderlebens aber zu stark, als dass sie vollständig einer rein rationalen Betrachtung weichen können.

Text: Andreas Bohl, Haidhauser Nachrichten
Foto: Julian Schmidt



Volltreffer Ende Oktober. Die Pfifferlinge von einem Stand aus der Münchner Fußgängerzone haben eine Cäsium-137-Belastung von knapp 1400 Becquerel pro Kilogramm (Bq/kg).

Wie in jedem Jahr, hat das Umweltinstitut München zur Pilzsaison stichprobenartig gemessen, was die Menschen in den Wäldern sammeln und was an den Marktständen verkauft wird. Die 1400 Bq/kg sind mehr als das Doppelte des EU-Grenzwerts von 600 Bq/kg, der für Lebensmittel kurz nach der Tschernobylkatastrophe eingeführt wurde. Die Pfifferlinge hätten also nicht in den Handel gelangen dürfen. Und auch die Herkunftsbezeichnung „Karpaten“ für die strahlende Ware ist ein Verstoß gegen die Gesetze, denn angegeben sein muss das Ursprungsland. Das Umweltinstitut hat den Vorgang bei der Münchner Staatsanwaltschaft angezeigt.

Waldboden kann radioaktives Cäsium gut speichern

Dass insbesondere Pilze noch einen hohen Radioaktivitätsgehalt haben können, bestätigt sich immer wieder aufs Neue. Vor allem Südbayern war von der radioaktiven Wolke aus Tschernobyl betroffen, die sich bei heftigen Gewittern Ende April, Anfang Mai 1986 bei uns aberegnet hatte. Hohe Radioaktivitätseinträge in die Böden waren die Folge. Schwerpunkte finden sich im Berchtesgadener Land, im Garmischer und Augsburgener Raum und im Bayerischen Wald. Um München sind die Gebiete vom Ebersberger Forst über die Starnberger Gegend bis in den Fürstenfeldbrucker Raum betroffen. Während Cäsium in Gemüse, Getreide oder Obst kaum mehr nachweisbar ist, können Waldprodukte wie Pilze, Waldbeeren oder Wildfleisch (insbesondere von frei lebenden Wildschweinen) noch heute Cäsium-Werte aufweisen, die deutlich über dem EU-Grenzwert liegen.

Bei Pilzen nehmen allen voran Maronenröhrlinge und Semmelstoppelpilze Cäsium besonders gut auf – gefolgt von Steinpilzen, Rotkappen, Birkenpilzen, weiteren Röhrlingen und Pfifferlingen. Mit mehr als 1300 Bq/kg waren in diesem Sommer Maronen aus der Gemeinde Dietramszell Spitzenreiter, Semmelstoppelpilze aus dem Ammerland wiesen sogar 1900 Bq/kg auf.

Dass gerade Waldprodukte betroffen sind, liegt an der spezifischen Bodenchemie. Waldboden wird nicht bearbeitet und kann Cäsium gut speichern. Der größte Teil bleibt in der Humusaufgabe, der organischen Schicht aus heruntergefallenen Ästen, Nadeln, Zapfen oder Laub in verschiedenen Zersetzungsstadien. Diese Bodenschicht ist überwiegend sauer, sodass sich das Schwermetall Cäsium mobil in Ober-



Tschernobyl grüßt aus der Fußgängerzone

23 Jahre nach der Reaktorkatastrophe in der Ukraine strahlen Pilze immer noch erheblich. Und sie gelangen trotzdem in den Handel.

flächennähe halten und von Wurzeln gut aufgenommen werden kann. Im Ackerboden dagegen, der bei uns überwiegend tonhaltig ist, wird das Cäsium an Mineralien gebunden und steht deshalb für die Aufnahme über Wurzeln kaum mehr zur Verfügung. Außerdem werden Äcker abgeerntet und gepflügt, sodass das radioaktive Cäsium mit der Ernte zum Teil ausgetragen oder aber in größere Tiefen eingebracht wurde und auch von daher nicht mehr für die Pflanzen zur Verfügung steht.

Öfter mal Wildschwein mit Pilzen erhöht das Krebsrisiko

Von einem häufigen und üppigen Verzehr von Pilzen oder Wild rät das Umweltinstitut München ab. Ein Beispiel zeigt, wie sich die radioaktive Belastung von Pilzen auf die menschliche Gesundheit auswirken kann: Schon vier in kurzer Folge verspeiste Mahlzeiten von je einem halben Pfund Pilzen mit 1500 Bq/kg sind vergleichbar mit der Belastung, die eine Röntgenaufnahme der Lunge verursacht. Passionierte Pilzsammler und Wildliebhaber, die gerne mal Wildschwein mit Pilzen und Preiselbeeren essen, können den Grenzwert der Strahlenschutzverordnung von 1 Millisievert pro Jahr erreichen. Sie laufen Gefahr, ihr persönliches Krebsrisiko zu erhöhen. So genannte Risikogruppen wie kleine Kinder,

Schwangere, stillende Mütter oder geschwächte Menschen sollten deshalb auf Waldprodukte aus belasteten Regionen generell verzichten.

Wie aber sollen die Verbraucher ihre Gesundheit schützen, wenn sie sich nicht darauf verlassen können, dass Lebensmittel mit Werten jenseits des EU-Grenzwertes nicht auf den Markt kommen? Das Umweltinstitut München hat nach dem alarmierenden Fund in der Fußgängerzone die Münchner Großmarkthalle eingeschaltet. Dort wurden sofort Pilzproben genommen, die Messergebnisse blieben unterhalb des Grenzwertes. Der Verband des Bayerischen Fruchthandels und Großhandels hat in der Folge in einem Rundschreiben seine Mitglieder zu verstärkten Kontrollen von Pilzen angehalten. Im Fall der strahlenden Pfifferlinge aus der Fußgängerzone ermittelt die Staatsanwaltschaft noch.

Text: Christina Hacker
Foto: Sheila Sabock

Pilze und Wild.
Tschernobyl – noch nicht gegessen
Das Umweltinstitut München hat eine Broschüre zum Thema herausgegeben, die über www.umweltinstitut.org bestellt werden kann.



Protest im Forstenrieder Park: Die Menschen aus den Gemeinden südlich von München kämpfen gegen die Autobahn

210 000 Bäume für eine Straße

Der Bau der Autobahn A 99 Süd würde die Wälder südlich von München zerstören

Zwei Fahrspuren à 3,75 m. Ein 3,50 m breiter Standstreifen. 12,50 m für den Grünstreifen und die Böschung mit dem Sicherheitsstreifen. Das Ganze mal zwei, weil eine Autobahn zwei Richtungen hat. Dazu noch 3 m für den Mittelstreifen. Macht zusammen 50 m.

So lang ist das Absperrband, das der Verein *Schutzgemeinschaft Freunde des Forstenrieder Parks* Mitte November im Wald gespannt hat. Es soll demonstrieren, wie breit die Schneise mindestens sein wird, die der geplante Bau der A 99 Süd schlagen wird – wenn es dazu kommt. Die Autobahngegner stehen am Gelben Haus, eine der ehemaligen Jagdhütten der Wittelsbacher in der Nähe von Buchenhain. Was eine Fernstraße unter anderem anrichtet, das kann man hier bemerken. Die Garmischer Autobahn, die einen Kilometer weiter den Forstenrieder Park von Norden nach Süden zerschneidet, ist schon am Gelben Haus deutlich zu hören.

Die Pläne zur Schließung des Autobahn-rings um München sind alt und waren schon wieder aus der Verkehrsplanung des Bundes verschwunden. Aber auf Betreiben der Bayerischen Staatsregierung untersucht eine Machbarkeitsstudie seit Herbst 2007, wo die Trasse verlaufen könnte, die die Salzburger über die Garmischer mit der Lindauer Autobahn verbinden soll. Noch 2009 soll die Studie abgeschlossen sein,

im kommenden Frühjahr könnte der Landtag entscheiden, ob das Vorhaben in den Bundesverkehrswegeplan aufgenommen werden soll. Die Eingriffe wären gravierend. Je nach Trassenvariante müssten nach den Angaben der Autobahngegner im Perlacher Forst und im Forstenrieder Park bis zu 210.000 Bäume fallen. Die „grüne Lunge“ Münchens wäre zerstört, sowohl als Naherholungsgebiet wie auch als Frischluftlieferant für die Landeshauptstadt. Ob die Autobahn näher oder weiter entfernt von der Landeshauptstadt gebaut würde, ob die Isar untertunnelt oder überbrückt werden müsste, macht dabei keine großen Unterschiede. Erstaunlich, dass sich in München bislang kaum Widerstand regt.

Neue Straßen – neuer Verkehr

Die Menschen in den betroffenen Gemeinden sind parteiübergreifend gegen die Autobahn vor ihrer Haustür. Zumal es ohne Anschlussstellen nicht zu haben sein wird – was noch mehr Flächenfraß zur Folge hätte. Und sind die Straßen erst einmal gebaut, ist die Versuchung groß, Gewerbe anzusiedeln – mit der Folge, dass sich das Verkehrsaufkommen weiter erhöht. Die angestrebte Entlastung würde sich ins Gegenteil verkehren. Man dürfe sowieso nicht glauben, was die Verkehrsberechner sagen, meint Martin Hänsel vom Bund Naturschutz (BN). Der BN habe drei Monate nach Eröffnung der Eschenrieder Spange –

dem Teilstück des Rings, der die Lindauer Autobahn mit der Stuttgarter verbindet – die Anwohner der Verdistrasse befragt. Die Entlastung dieser stark befahrenen Ausfallstraße, die in die A 8 mündet, war stets eines der Hauptargumente der Befürworter, als der Bau der Eschenrieder Spange diskutiert wurde. Das Ergebnis der Befragung sei gewesen, dass die Menschen, die an der Verdistrasse wohnen, keine Verbesserung ihrer Lebenssituation empfunden hätten.

Autos lösen sich nicht in Luft auf

Dass die A 99 Süd den Autobahnring im Osten und im Norden nicht in dem Umfang entlasten kann, den die Befürworter versprechen, ist seit dem Frühjahr bekannt. Der im April erschienene zweite Zwischenbericht der Machbarkeitsstudie kommt zu dem Ergebnis, dass A 99 Ost und Nord nur mit nicht einmal 10 Prozent weniger Verkehr rechnen könnten – 30 Prozent war die Prognose gewesen. Und weil Autos und Lastwagen sich nicht in Luft auflösen, wenn neue Straßen gebaut werden, hätten die Menschen im Münchner Westen entsprechend mehr Verkehr als heute. Allein der südliche Mittlere Ring in München und der Südwesten der Stadt würden deutlich entlastet, das aber nur, wenn die neue Autobahn nicht „stadtfern“ gebaut würde.

Wie die Sache ausgeht, vermag niemand zu prophezeien. Beim Straßenbau herrsche große Willkür, meint Toni Hofreiter, verkehrspolitischer Sprecher der grünen Bundestagsfraktion. Trotz Ramsauers Betonier-Ambitionen seien die Möglichkeiten des neuen Verkehrsministers begrenzt, weil das Geld knapp sei und Bayern eh schon mehr verbaue als im Bundesverkehrswegeplan vorgesehen. Aber auszuschließen sei relativ wenig.

Die Gegner des Autobahn-süd-rings hoffen darauf, dass die Pläne aus Kostengründen beerdigt werden. Rund zwei Milliarden Euro könnte die Straße durch den Wald kosten. Anlass zur Hoffnung gibt auch, dass die Befürworter der A 99 Süd schon beginnen, mit Krücken zu argumentieren. Angesichts der Olympischen Spiele 2018 müsse die Garmischer Autobahn dringend entlastet werden, war kürzlich aus ihren Reihen zu hören. Mal abgesehen davon, dass die Spiele noch gar nicht vergeben sind: „Wie viele Tage“, fragt Martin Hänsel, „dauert eine Olympiade?“

Text und Foto: Thomas Rath



Herausgegeben vom Umweltinstitut München e.V.

Anschrift für Verlag, verantwortlichen Redakteur und Anzeigenverantwortlichen:
Umweltinstitut München e.V.
Verein zur Erforschung und Verminderung der Umweltbelastung
Landwehrstr. 64a
80336 München
Tel.: (089) 30 77 49-0
Fax: (089) 30 77 49-20
E-Mail: a21@umweltinstitut.org
Internet: www.umweltinstitut.org

Redaktion Thomas Rath, Christina Hacker (verantwortlich für Redaktion und Anzeigen), Harald Nestler, Florian Braunreuther
Gestaltung Thomas Rath
Druck ulenspiegel druck gmbh
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Anzeigen Es gilt die Anzeigenliste 2005
Versand Klebeck und Partner,
Kolbermoor
Auflage 10.000

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Verfasserin/des Verfassers und nicht in jedem Fall die der Redaktion wieder. Zitieren erwünscht, bitte mit Quellenangabe!
Titelbild: Fotolia

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:
13.02.2010

Unterstützen Sie die Agenda-Zeitung!
Schalten Sie eine Anzeige oder spenden Sie an folgendes

Spendenkonto:
Umweltinstitut München e.V.
Bank für Sozialwirtschaft München
BLZ 700 205 00 - Konto 88 311 01
Stichwort AGENDA 21

Mit freundlicher Unterstützung der



Landeshauptstadt
München
**Referat für Gesundheit
und Umwelt**

Die **Münchner Stadtgespräche** entstehen in Zusammenarbeit und mit Förderung des Referates für Gesundheit und Umwelt der Landeshauptstadt München.

100% Recyclingpapier

Dieses Heft kann im Internet unter der Adresse www.muenchner-stadtgespraeche.de als pdf-Datei heruntergeladen werden.

Referat für Gesundheit und Umwelt
Öffentlichkeitsarbeit
Bayerstr. 28a, 80335 München
oeffentlichkeitsarbeit.rgu@muenchen.de
www.muenchen.de/rgu
Tel.: 089-233-47 524
Fax: 089-233-47 508

Agenda 21-Koordination Eine Welt c/o RGU
Heinz Schulze
Bayerstraße 28a, 80335 München
Tel.: 089-233-47 51
Fax: 089-233-47 542
agendaeineWelt.rgu@muenchen.de

Ökologisches Bildungszentrum
Martin Ehrlinger
Engschalkinger Str. 166
81927 München
Tel.: 089-93 94 89 60
Fax: 089-93 94 89 81
mail@oebz.de

**Bürgerstiftung
Zukunftsfähiges München**
Klenzestraße 37/Rgb.,
80469 München
Tel.: 089-202 38-111
Fax: 089-202 38-113
mail@bszm.de
www.bszm.de
www.lifeguide-muenchen.de
www.sinn-muenchen.de

**Regelmäßige Information über
Agenda-Termine im kostenfreien
Newsletter bei:**
www.muenchner-stadtgespraeche.de



Mi., 16. Dezember, 19.30 Uhr
Die Entdeckung der Nachhaltigkeit
Was empfinden wir bei dem Begriff Nachhaltigkeit? Erhöhte Aufmerksamkeit, Verwirrung oder Überdruß an einem Plastikwort? Und was bleibt nach dem Bankrott des neoliberalen Wahns und angesichts eines beschleunigten Klimawandels? Nachhaltigkeit ist offenbar der einzig noch verbliebene Gegenentwurf zu einem katastrophalen „weiter so“. Der Vortrag des Journalisten Ulrich Grober im Rahmen der Ringvorlesung Umwelt rückt den Begriff Nachhaltigkeit und dessen Geschichte in den Fokus.
Ort: TU, Hörsaal 1100, Arcisstr. 21

Mi., 13. Januar, 19.30 Uhr
Klimapolitik nach Kopenhagen
Der Klimagipfel in Kopenhagen ist beendet. Was wurde beschlossen? Wurden zukunftsweisende Entscheidungen getroffen – oder verschlafen? Was müssen zukünftige internationale Verhandlungen beinhalten? Warum haben große Gemeinschaften wie die USA, China, Indien oder Europa so entschieden, wie sie entschieden haben, und was bedeutet dies für Europa? Ein Vortrag von Miranda Schreurs im Rahmen der Ringvorlesung Umwelt. Schreurs ist Mitglied des Sachverständigenrats für Umweltfragen der Bundesregierung.
Ort: TU, Hörsaal 1100, Arcisstr. 21

Mi., 10. Februar, 19.30 Uhr
**Am Rande des Abgrunds.
Kippt unser Klimasystem?**
Das globale Klimasystem hat kritische Stellen, an denen es schlagartig kippen könnte. Das Überschreiten dieser Stellen wird mit schwerwiegenden Veränderungen unserer Lebensbedingungen einhergehen und unumkehrbare Klimaveränderungen auslösen. Stehen wir am Rande eines solchen Abgrunds und ahnen noch nicht die Konsequenzen? Wie groß ist das Risiko des Klimawandels für Deutschland, und wie begegnen wir den Folgen? Welche politischen Weichenstellungen sind jetzt wichtig für den nationalen und internationalen Klimaschutz?
Ein Vortrag von Benno Hain im Rahmen der Ringvorlesung Umwelt. Hain ist Wissenschaftlicher Direktor, Fachgebiet Klimaschutz, im Umweltbundesamt.
Ort: TU, Hörsaal 1100, Arcisstr. 21